

Der Mensch und die Schönheit

Autor(en): **Reinhard, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **25 (1952-1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-850550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mensch und die Schönheit

Von Walter Reinhard

Zu diesem Thema hat sowohl der Dichter als auch der Philosoph etwas zu sagen: Der Dichter, indem er uns in den Gestalten seiner Werke die praktische und die ästhetische Haltung plastisch vor Augen stellt, also daß wir ihrer bewußt werden und sie auch im eigenen Leben wahrzunehmen vermögen. Der Philosoph, indem er die beiden Haltungen als grundsätzliche Möglichkeiten menschlichen Verhaltens erkennt, ihre Struktur erforscht und von den gewonnenen Einsichten her das Phänomen «Künstler», «Kunstwerk» und «Kunst» zu erfassen sucht, wobei die Dichtung zum Wegweiser der Philosophie wird, die Philosophie aber das Schema zum Verständnis der Dichtung liefert.

Wir können einen blühenden Baum darauf hin betrachten, wieviele Früchte er einmal abwerfen wird. Wir können aber auch nur darauf achten, wie schön er ist. Im ersten Fall wollen wir etwas von ihm. Darum antwortet er uns mit seinem Nutzen, seiner Brauchbarkeit zu irgendeinem Zweck. Im zweiten Fall kommen wir ohne jeden Zweck und jede Absicht rein nur als empfängliche Menschen zu ihm. Darum antwortet er uns mit seiner Schönheit. Die erste Art der Begegnung bezeichnet der Philosoph als praktische, die zweite als ästhetische Haltung*).

Solange wir arbeiten, befinden wir uns in praktischer Haltung, denn Arbeit bedeutet Zwecksetzung. Ob der Zweck im Geldverdienen liegt und in dem, was wir mit dem Geld anfangen können (Selbsterhaltung, Fürsorge für andere, Vergnügen), ob in der Schaffung besserer Zustände auf irgendeinem Gebiet oder in der Befriedigung, die uns die Arbeit gewährt — das alles ändert nichts daran, daß die Überwindung von Widerständen im Dienste irgendwelcher Zwecke ist. Solange wir uns also in der Stimmung und Atmosphäre der Arbeit befinden, kann Schönheit uns nicht erscheinen. Auch dem Faulenzer kann sie nicht erscheinen, denn Faulenzen bedeutet ja nicht

ein Sicherheben über die Haltung der Arbeit und damit der Zweckhaftigkeit, sondern ein Versagen *im Zuge der Arbeit*.

Beide Haltungen — die praktische wie die ästhetische — können im gleichen Menschen lebendig sein. Wenn der Bauer am Werktag nach den Bäumen schaut, dann fragt er wohl nur nach ihrem Nutzen, denkt er allein an ihren Ertrag oder an das, was zu ihrer Pflege geschehen sollte. Wenn er aber am Sonntag im Feierkleid über die Felder schreitet, dann kann es geschehen, daß er sich über alle werktägliche, zweckhafte Gesinnung erhebt und der Schönheit inne wird, die rings um ihn erstrahlt.

Einen solchen Menschen schildert uns *Alfred Huggenberger* in seinem Roman «Die Geschichte des Heinrich Lentz». Sein Held, der Lentzenmarti, schreitet zwar nicht in festtäglicher Haltung über Feld, aber als Kranker sehnt er sich mitten in der Werkwoche nach dem Trost der Schönheit.

«Nicht lange, nachdem der Arzt weggegangen war, rief der Marti seinen Sohn in die Kammer hinüber. Er hatte das Bett verlassen und sich, so gut es ging, in die Kleider gemacht.

'Ich tu es allenfalls nicht in den Fiebern', sagte er beruhigend. 'Aber es sind da eben ein paar Blättlein Kirschenblust am Fenster vorbeigeflogen. Und weil's jetzt der Doktor so ungut gemacht hat, ist mir immer, ich müsse meinen Kirschbaum auf der Einfangwiese noch einmal sehen, wie er den Frühling machen hilft. Das muß mir wohlbekommen. Und wir sind doch alte Bekannte. Mich wundert so, wie er mich ansehen wird — jetzt, wo es so ist'.

Heinrich glaubte, dem Vater den Wunsch nicht abschlagen zu dürfen. 'Der Tod treibt ihn umher, das ist nichts anderes!' raunte ihm Annette beim Weggehen im Hausgang leise zu. Die beiden stiegen auf den märztrockenen Güterwegen langsam die Lentzenhalde hinauf. Der Marti mußte gemach tun und sich von seinem großen Jungen stützen lassen. Aber es ging doch ganz leidlich.

'Du — es tut's jetzt schon', sagte er, als er seinen Lieblingsbaum von weitem wie einen weißschim-

* Vgl. Paul Häberlin: *Allgemeine Ästhetik* (Kobersche Verlagsbuchhandlung, Basel und Leipzig 1929) und vom gleichen Verfasser: *Saure Wochen, frohe Feste* (Schweizer Spiegel, Nr. 5, Februar 1931.)

mernden Blütenstrauß im Frühlingslichte stehen sah. 'Ganz hinauf langt es mir nicht'. Er setzte sich auf einen am Wege liegenden Stamm und blieb lange in innige Betrachtung versunken. Die andern Kirschbäume am Hang, die doch vom Vorfrühling mit gleicher Liebe bedacht waren, schienen für ihn nicht da zu sein. 'So weiß ist der Baum noch nie gewesen', sagte er mit leuchtenden Augen.

Heinrich mußte immer nebenausschauen, damit der Vater nicht merke, wie es ihm zumute war. 'Wenn es dann einmal recht Frühling ist und die Sonne ihre Kraft bekommt, dann wird es mit deiner Gesundheit schon wieder vorwärtsgehen', redete er sich und dem Kranken vor. Der Marti tat, wie wenn er nichts gehört hätte.

Dann wollte Heinrich schnell zum Baume hinaufgehen, um ein paar von den fast bis auf die Erde niederhängenden Blütenzweigen zu brechen. 'So ein Strauß würde sich schön machen in deiner Kammer', meinte er. Aber der Vater wehrte gelassen ab. 'Es wäre schade. Wenn ihr auch die untersten Kirschen nicht bekommt, es geht vielleicht jemand des Weges, dem sie auch zu gönnen sind'.

'Schön ist's halt auf der Welt', ließ er sich auf dem Heimwege hören. 'Besonders um diese Zeit. Und es ist mir fast, als hätte mir der Baum wieder Kraft gegeben'.

Beim Hause angekommen, trat er noch in das kleine Vorgärtchen und bückte sich nach den zusammengerollten Tulpenblättern, die eben aus der Erde hervorstachen. 'Fünf gelbe gibt's dies Jahr und zwei gefleckte', stellte er mit beinahe kindlicher Freude fest. Als Heinrich eine Weile darauf die Kammertür öffnete, um nach dem Kranken zu sehen, wandte sich der aufrecht im Bett sitzende mit einem Lächeln nach ihm um. 'Du — wenn ich jetzt den Baum nicht mehr gesehen hätte!' . . .»

Aber nicht jeder ist solcher Freude fähig. Viele — darunter brave und tüchtige Menschen — vermögen sich nie über ihre zweckhafte Haltung emporzuschwingen. Für sie ist die Schönheit umsonst da auf Erden. Der Bauer Michael in *Waggerls* «Wiesenschuch» gehört zu diesen trockenen und unpoetischen Naturen.

«Michael denkt geradeaus. Es gefällt ihm, wenn das Gras aufwächst, Blüten und Kräuter, das ist Futter für seine Tiere. Regen muß dazu kommen, die Sonne muß steigen, damit sein Korn reif wird, für nichts anderes. Vielleicht liebt auch er diesen Fleck Land auf seine Weise. Er nährt ihn ja, in jeden Fußbreit Erde hat er hundertmal die Schar gedrückt. Die Bäume am Hag sind mit ihm aufgewachsen, viele hat er selbst gepflanzt, andere kennt er noch aus seiner Jugend, die fallen jetzt unter

seiner Axt. Es sind prächtige Bäume darunter, wunderbar im Frühling, wenn das Laub aus den Knospen bricht, das mag schon sein, und in Sommernächten, unter dem ziehenden Wind. Allein, davon weiß Michael nichts, er ist kein Schwärmer. Laub mag rot oder grün sein, es gibt dieselbe gute Streu für seinen Stall, aber es wirft auch Schatten auf seinen Acker. Man muß darauf sehen, daß die Kronen nicht zu üppig werden und daß man das Holz herausschlägt, solange es noch gesund und fest im Kern ist.

So hat alles seinen Sinn und seine gute Ordnung in dieser kleinen Welt. Michael wacht darüber mit dem einfachen Verstand des Bauern. Auch Gott macht keine Verse».

Wer das erfaßt hat, weiß nun auch, wie er *Gottfried Kellers* unsterbliches Gedicht vom «Taugeichts» zu lesen hat.

Die ersten Veilchen waren schon
Erwacht im stillen Tal;
Ein Bettelpack stellt' seinen Thron
Ins Feld zum ersten Mal.
Der Alte auf dem Rücken lag,
Das Weib, das wusch am See;
Bestaubt und unrein schmolz am Hag
Das letzte Häuflein Schnee.

Der Vollmond warf den Silberschein
Dem Bettler in die Hand,
Bestreut' der Frau mit Edelstein
Die Lumpen, die sie wand;
Ein linder West blies in die Glut
Von einem Dorngeflecht,
Drauf kocht in Bettelmannes Hut
Ein sündengrauer Hecht.

Da kam der kleine Betteljung,
Vor Hunger schwach und matt,
Doch glühend in Begeisterung
Vom Streifen durch die Stadt,
Hielt eine Hyazinthe dar
In dunkelblauer Luft;
Dicht drängte sich der Kelchlein Schar,
Und selig war der Duft.

Der Vater rief: Wohl hast du mir
Viel Pfennige gebracht?
Der Knabe rief: O sehet hier
Der Blume Zauberpracht!
Ich schlich zum goldnen Gittertor,
So oft ich ging, zurück,
Bedacht nur, aus dem Wunderflor
Zu stehlen mir dies Glück!

O sehet nur, ich werde toll,
Die Glöcklein alle an!
Ihr Duft, so fremd und wundervoll,
Hat mir es angetan!
O schlaget nicht mich armen Wicht,
Laßt euren Stecken ruhn!
Ich will ja nichts, mich hungert nicht,
Ich wills nicht wieder tun!

O wehe mir geschlagenem Tropf!
Brach nun der Alte aus,
Mein Kind kommt mit verrücktem Kopf
Anstatt mit Brot nach Haus!
Du Taugenichts, du Tagedieb
Und deiner Eltern Schmach!
Und rüstig langt er Hieb auf Hieb
Dem armen Jungen nach.

Im Zorn fraß er den Hecht, noch eh
Der gar gesotten war,
Schmiß weit die Gräte in den See
Und stülpt' den Filz aufs Haar.
Die Mutter schmält' mit sanftem Wort
Den mißgeratnen Sohn,
Der warf die Blume zitternd fort
Und hinkte still davon.

Es perlte seiner Tränen Fluß,
Er legte sich ins Gras
Und zog aus seinem wunden Fuß
Ein Stücklein scharfes Glas.
Der Gott der Taugenichtse rief
Der guten Nachtigall,
Daß sie dem Kind ein Liedchen pfiß
Zum Schlaf mit süßem Schall.

Der Gehalt dieses Gedichts liegt bei den drei
Personen, die in ihm zusammenwirken.

Da ist der kleine Betteljunge. Er vertritt die ästhe-
tische Haltung unter ihnen. In einem Garten hat

er eine Hyazinthe entdeckt, und nun ist er so von
ihrer Schönheit erfüllt, daß er ständig zu ihr zu-
rückkehren muß und alles andere über der Blume
vergißt, bis sie sein eigen geworden ist: den Auftrag
der Eltern, den eigenen Hunger, die tägliche Sorge
um das Heute und Morgen.

Aber ach: Schon bricht das Gericht über ihn her-
ein. Denn seine Eltern haben kein Verständnis für
solche «Nichtstuerei». Beide verharren sie in der
praktischen Sphäre und wissen darum nicht, was
Schönheit ist.

Da ist, als sein Gegenstück, der Vater, der Träge
und Stumpfe, der Bettler aus Untüchtigkeit, der
wirkliche Taugenichts. Auch er versäumt seine
Pflicht, aber nicht darum, weil er von etwas Großem
erfüllt wäre, das ihn die Arbeit vergessen ließe, son-
dern aus lauter Faulheit und Bequemlichkeit. Selbst
das Betteln überläßt er seinem Sohn, und als dieser
in der Begegnung mit der Blume aus der Welt der
Sorge und der Zwecke in die Welt der Schönheit
entrückt wird, zu deren «goldnem Gittertor» es ihn
unwiderstehlich zurückzieht, schilt und züchtigt er
ihn als einen Taugenichts.

Aber auch die Mutter weiß nichts von dem, was
ihr Kind bewegt. Auch sie schmält, obzwar mit sanf-
tem Wort, den mißbratenen Sohn. Und doch ist sie
besser als ihr Mann, denn sie hält den Haushalt in
Ordnung — «Das Weib, das wusch am See» — und
erfüllt so die Ansprüche der Praxis, die jener ver-
letzt.

So kann denn nichts den armen Jungen trösten
als wiederum etwas, das aus dem Reich der Schön-
heit stammt:

Der Gott der Taugenichtse rief
Der guten Nachtigall,
Daß sie dem Kind ein Liedchen pfiß
Zum Schlaf mit süßem Schall.

In einer kleinen Stadt besuchte Mark Twain ein
Museum. «Mir kamen vor Rührung beinahe die Trä-
nen», berichtete er, «als ich dort den Degen sah, den
George Washington geführt hat.»

«Woher wußten Sie denn», fragte ihn jemand,
«daß es Washingtons Degen war? Stand es auf dem
Glaskasten?»

«Nein, das nicht», antwortete Mark Twain. «Aber
ich erkannte ihn sofort wieder, weil ich ihn schon
oft in anderen Museen gesehen hatte.» K.

Wer es nicht der Mühe wert findet, bessere Zeiten
herbeiführen zu helfen, der ist auch nicht gut genug
für bessere Zeiten! *Jeremias Gotthelf*

*

Kapitalanlage

«Die beste Art, sein Kapital anzulegen», erklärte
kürzlich Winston Churchill, «besteht darin, sein Ver-
mögen für das Großziehen von Kindern auszugeben.» C.